



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Brkowsky, Ernst: Eltern und Kinder

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

vorausgegangen, außerordentlich raschen Fabrikation des Kabels ist auch unsere deutsche Seekabelindustrie mit einem Schlage in die vorderste Reihe aufgerückt und steht in ihrer Leistungsfähigkeit hinter den ersten englischen Firmen in keiner Weise mehr zurück.

Die Eröffnung der wichtigen, neuen Linie Schanghai–Yap, die übrigens zugleich das letzte Glied in einer den ganzen Erdball umschlingenden Kette von nicht britischen Telegraphenlinien bildet (Emden–Azoren–Newyork–San Francisco–Guam–Yap–Schanghai–Wladiwostok–Moskau–Emden), ist am 1. November 1905 erfolgt, nachdem sie ursprünglich erst zum 1. April 1906 in Aussicht genommen war.

Die Fertigstellung des deutsch-holländischen Kabelnetzes im Stillen Ozean, das in Verbindung mit dem amerikanischen Pacifickabel den Hauptanstoß dazu gegeben hat, daß wenigstens an einem der wichtigsten Punkte der Erde, in Ostasien, das Übergewicht der britischen Kabel jetzt für immer beseitigt worden ist, war die letzte bedeutende Tat der energischen und zielbewußten deutschen Kabelpolitik im überseeischen Verkehrsweisen. In wenigen Jahren waren Erfolge erreicht worden, wie früher in Jahrzehnten nicht. Wird auch der Vorsprung, den England in der so ungemein wichtigen Kabelbeherrschung der Welt im Laufe von vierzig Jahren erreicht hat, von uns niemals eingeholt werden können, und entspricht auch der Anteil Deutschlands am Weltkabelnetz durchaus nicht der Bedeutung unsers Vaterlandes im Weltverkehr überhaupt, so sind wir doch in den letzten Jahren etwas aus dem Hintertreffen herausgekommen und verfügen zurzeit etwa über den fünfzehnten Teil des gesamten Weltkabelnetzes. Vor allem aber dürfen wir die frohe Zuversicht hegen, daß die Erweiterung der deutschen Kabellinien auch in Zukunft noch weitere glückliche Fortschritte machen wird.



## Eltern und Kinder

Von Ernst Borkowsky in Naumburg a. d. Saale



ie Familiengruppenbilder, denen wir in der Geschichte der Malerei begegnen, haben fast allesamt etwas Befremdendes für uns; sie wirken kalt, wenn wir ihre malerischen Vorzüge einmal beiseite setzen und die Kunstwerke nur zu unserm Gemüte sprechen lassen. Wir denken hier vor allem an die bekannten Motivbilder des sechzehnten Jahrhunderts, wo Vater und Mutter und Söhne und Töchter, schematisch nach Alter und Geschlecht geordnet, zu den Füßen ihres Heiligen knien. Aber eins empfinden wir dennoch: es lebt ein Zug wahren, hingebenden Gefühls in allen diesen Augen, und in den Köpfen wohnt eine charaktervolle

Grenzboten II 1907

Auffassung des Lebens, die überall das Eigne offenbart und es trotz aller statuarischen Haltung eckig und kantig ausprägt.

Welch ein Gegensatz zu der Art, wie der wackre Familienvater heute aus Anlaß seiner silbernen Hochzeit sich und die Seinigen im Bilde der Mit- und Nachwelt überliefern läßt! Mit Hilfe widersinnig geformter Sitzmöbel, erlogner Balustraden und verbläster Blumenarrangements wird eine photographische Gruppe gestellt — ein ausgeklügeltes Ganze von schwarzen Gehröcken und feiertäglichen Kostümen, die kein Mensch zu Hause trägt, Posen, die den Körper aus seiner üblichen Haltung herausrenken, frisierte Köpfe, aus denen im Ernst des Moments jede Lebensäußerung zurücktritt und die dafür die Maske von irgend-etwas Süßlichem oder Imposantem annehmen. Von dem allerelementarsten Kunstempfinden kann hier keine Rede sein, aber auch die Empfindung des Natürlichen ist abhanden gekommen: man hält die Gruppe für ganz entzückend, und sie ist doch verrückt; man spricht von zwangloser Anordnung, wo der gewalttätigste Zwang herrscht; man bewundert die geistlose Familienähnlichkeit, obwohl das eigentlich Familienhafte durchaus fehlt, und niemand ist, der von einem furchtbaren Grauen vor einer solchen Familie geschüttelt wird. Das Bild ist ja eine Lüge durch und durch! Und doch ist es keine Lüge! Es fehlen uns im Leben die Menschen, weil wir in unserm Bürgerhause fast gar kein Familienleben mehr haben. Und was immer von einem traulichen Heim und echter sinniger deutscher Häuslichkeit geredet wird, ist Romanphrase und sentimentale Selbsttäuschung.

Das moderne Leben bläst alles aus, was unser Dasein reich und warm macht; atmet alles ein, was es vergiften und zerreißen muß. Das alte treuherzige Heimatgefühl hat es längst beiseite gestoßen; nun will es auch daran gehn, der Familie die Kräfte zu entziehen, die ihr Sinn und ihre Seele sind.

Die Art der Beschäftigung, die den Vater den größten Teil des Tages vom Hause fern hält, die Unstete des wirtschaftlichen Lebens auch im kleinen, die Dienstbotennot und das barbarische Nomadenleben in Miethäusern, ein nervöser Drang nach Zerstreuung, nach außerhäuslichen Genüssen, nach Gesellschaftlichkeit und Sport und ein ebenso krankhaftes Begehren der absoluten Stille und Vereinsamung, das alles sind Strömungen, die die Kontinuität des Familienlebens und seinen erspriesslichen Grund unterwühlen. Aber die wirkliche Todesgefahr kommt von einer andern Seite her: Eltern und Kinder sind keine Eltern und Kinder mehr. Zwischen Mann und Frau findet sich zumeist schon eine genügende Verträglichkeit, die das Leben behaglich und genießbar macht — das nennt man dann eine glückliche Ehe. Aber den Kindern ist dabei oft ihr Raum genommen; man hat sie heimatlos gemacht. Und sie sind doch das Bleibende, das im Gewoge niemals untergehn darf; sie fordern unsre besten Gedanken, unsre beste Zeit. Sie sind das unverbrüchliche Naturgesetz, das dem Familienleben Sinn und Zweck gibt und seine Form bestimmt. In einer der wunderbar feinen seelischen Erzählungen des schwedischen Dichters

Gustaf af Geijerstam sagt die Frau zu ihrem Manne: „Weißt du, warum unser Sohn gestorben ist? Ich weiß ja, daß er Lungenentzündung hatte. Der Doktor hat es mir gesagt, und er muß es verstehn. Aber ich kann nicht glauben, daß es so war. Er starb, weil ich nie dazu kam, eine Mutter für ihn zu sein. Ich habe ihn nicht selbst genährt; ich hatte ja nie Zeit. Ich habe ihn nie gepflegt, als er klein war. Nicht zu mir kam er mit seinen Freuden und Leiden — zu Fremden. Nicht auf meinem Schoße lernte er zum erstenmal in einem Buche lesen. Wieder bei Fremden. Nicht ich war es, die mit ihm spielte; nicht ich, die ihn erzog; nicht ich, die ihm irgendetwas gab. . . . Ich habe ihn weinen gesehen, wenn ich fortging — und doch bin ich gegangen. Ich wollte anfangen, alles das für ihn zu sein, was Mütter für ihre Kinder sein müssen — aber ich kam nicht dazu. Als er starb, war das die Strafe, die mich endlich erreichte, die Strafe!“

Daß Eltern ihre Kinder gut kleiden und nähren, ist ja selbstverständlich. Aber ich möchte, daß sie sich einmal ganz ernstlich die Frage vorlegten: Habe ich Gelegenheit, meine Kinder recht zu beobachten? Wieviel Minuten des Tages beschäftige ich mich freiwillig mit ihnen? Erziehe ich sie wirklich? Sehr viele, die ehrlich sind, werden sagen: „Ich glaubte, das hätte ich alles nicht nötig; denn dazu ist ja die Schule da.“ So wird die Schule der verborgne Grund, der die Einheit des Familienlebens auflöst. Das Elternhaus hat die Seelen der Kinder an die Schule verkauft — aus einer sanften Bequemlichkeit oder aus einer verzagten Unfähigkeit. Zwischen dem Vaterhause und der Schule ist ein eiserner Vorhang heruntergelassen. Nach Jahren empfängt die Familie ihre Kleinen als erwachsene Menschen zurück, voll belastet mit einer Gedächtnis- und Verstandesbildung. Jede Enttäuschung, die nun das Leben bringt, wird gedankenlos und bedenkenlos der Schulpädagogik zur Last gelegt.

Ein Kofferträger kann mir mein Gepäck abnehmen; aber meine Sorgen kann ich ihm nicht aufbürden. Auch die Schule kann das nicht leisten, was man von ihr verlangt. Was soll die Schule alles leisten! Sie soll den Intellekt der Kinder fördern, eine große Summe nützlicher und unnützer Kenntnisse vermitteln, die Schüler im Himmel und auf der Erde zurechtweisen, tote und lebende Sprachen lehren, dem Theologen und dem Philologen, dem Rechtsgelehrten und dem Arzt, dem Naturwissenschaftler und dem Elektrotechniker, dem Kaufmann und dem Soldaten seinen Weg ebnen. Der Lehrer selbst soll sich in jeder Minute in Zucht und die ganze Klasse im Zaume haben, soll im Unterricht streng und milde, gerecht und liebenswürdig, interessant und begeisternd und sachlich sein und mit praktischem Erfolge Begabte und Unbegabte gleichmäßig vorwärts bringen. Er soll nicht nur kluge sondern auch sittliche Menschen bilden, die empfänglich sind für alles Schöne und Gute, Menschen, die in der Geschichte aller Völker und Länder zu Hause sind und doch von Vaterlandsstolz glühen, die nie den berühmten deutschen Idealismus verlieren, aber doch auch praktisch das Leben meistern, die künstlerisch zeichnen und singen können,

ihren Körper im Turnen gepflegt haben, sogar Stenographie und Handfertigkeit und — wenn es Mädchen sind — auch hauswirtschaftliche Kenntnisse und Schneidern und eine rationelle Führung des Haushalts erlernt haben. Die Schule soll, wie ein entrüsteter Schriftsteller sagt, „Kulturmädchen für alles“ sein!

Ein solches Verlangen ist im Grunde unverständlich und unverständlich. Es mußte, als beide Mächte, Schule und Haus, den Kontrakt trotzallem schlossen, dahin führen, daß nun zwar das ganze Programm abgespielt wird, aber keine Nummer rechte und reine Befriedigung gewährt. Und das veranlaßte leider eine Art Falschmünzerei. Die Eltern klagen zwar immer über das alte Latein oder die dumme Mathematik, aber der brave Lernschüler gilt ihnen doch mehr als der gute Junge. Das Leben später wertet wieder anders und fragt gar nicht danach, ob ein Mensch in der Schule vierter oder vierzehnter saß, ob er eine Prämie erhielt oder nicht. Und wer die Schule verläßt, urteilt in der nächsten Minute schon ebenso. Aber eine schwere Lüge pflanzt er trotzdem fort und trägt sie weit ins Leben hinein — die gräßliche Lüge von der sogenannten höhern Bildung.

Es ist unausbleiblich, daß man der höhern Schule, wie sie jetzt ist, eine Anzahl von Seelenmorden aufbürdet, und die Schülertragik ist als Romanfujet modern geworden. Aber es ist zunächst ebenso billig als ungerecht, wenn man die Träger einer Institution für die Institution selbst und einen ganzen Stand für die Kurzsichtigkeit und die Engherzigkeit einzelner verantwortlich machen will. Warum springen in solchen Erzählungen denn nicht die Eltern ein und retten ihre Kinder, wenn sie unters Rad kommen? Alle diese psychologischen Enträtselungen nehmen es an Wahrheit doch nicht mit der Meisternovelle Konrad Ferdinand Meyers auf, den „Leiden eines Knaben“. Dem armen jungen Sohne des Marschalls Boufflers wird die Jesuitenschule mit ihrem mißbrauchten System zu einer Folterung. Aber den schwersten Teil der Schuld wälzt doch das Urteil dem Vater zu, der durch den Nimbus der Ehre hindurch nicht sehen kann und nicht sehen will, wie sich sein stilles Kind unbarmherzig zu Tode quält.

Von einer Reform des Schulwesens soll hier nicht die Rede sein. Eine wirkliche Reform wäre Revolution. Sie müßte von den Eltern nicht weniger als von den Lehrern ausgehen. Aber sie kann erst gelingen, wenn die Anstalten mit unendlich viel größern Mitteln ausgestattet sind, um eine sorgsame Einzelbehandlung der Kinder zu ermöglichen, und wenn durch Wahlfreiheit in den Unterrichtsgegenständen und durch Abschaffung aller angsteinflößenden Zuchtmittel und aller äußerlichen Reizmittel, wie Zensuren, Rangordnung und Prämien und vor allem des Schreckgepenstes der Examina, das Lernen von einer erniedrigenden Qual zum köstlichsten Genuß erhoben wird, vom Wortwissen und Auswendiglernen zum Können, vom Tode zum Leben. Dann wird auch die höhere Bildung keine papierne Etikette mehr sein. Tausende von

jungen Menschen, die sich dann alljährlich von der Schule — wehmütig wie von einem Stück ihrer Heimat — loslösen, werden den Trieb zum Weiterlernen mit sich hinausnehmen, der ihnen zum ewigen Wachstum hilft. Und einen köstlichen Schatz werden sie im Herzen bergen, den nicht Motten und Rost fressen. Und ruhigen Gewissens werden sie dahinreiten wie Albrecht Dürers Ritter. Denn das Seelische, das sich der Mensch erringt, macht ihn adlich, sondert ihn von der Herde der Schlechten und Dummen, hebt ihn hoch über das Getriebe des Alltags und den Staub des Weges, baut ihm eine Welt, die wahrer ist als das Leben selbst, eine Welt, in die nicht Menschenfurcht und Krankheit und Armut, kein Tod und kein Teufel dringt. Hier liegt wohl der tiefere Sinn des alten lateinischen Sprichworts, das eine flache Auslegung immer so materiell deutet: *non scholae sed vitae discimus*.

Was aber auch die schönste Schule der goldigsten Zukunft erreichen mag, der wesentlichste Teil der Erziehung wird immer dem Elternhause bleiben. Man braucht so oft den Ausspruch: „Der Mensch hat eine schlechte Kinderstube gehabt“, und Otto Julius Bierbaum faßt ihn einmal noch drastischer: „Eine schlechte Kinderstube wird durch kein Begräbnis erster Klasse wett gemacht.“ Es sollte aber noch mehr darin liegen, als die bloße Haftpflicht der Eltern für die Umgangsformen ihrer Söhne und Töchter — sie müssen verantwortlich sein für den ganzen Menschen, außen und innen; und diese Verantwortlichkeit kann ihnen vor dem Weltenrichter kein Erzieher, keine Schule abnehmen.

Leute, die Ästheteten sein wollen, verlangen heutzutage, von Stimmung umgeben zu sein. Der moderne Lyriker taucht das Gemach, in dem er seine Dichtungen rezitiert, in den zarten Farbenakkord, den er für ihre Wirksamkeit nicht entbehren mag. Gebt doch erst einmal der Familie ihre Stimmung und ihre Harmonie wieder! Der heitre Frühstückstisch, der Eltern und Kinder mit schlafgestärkten, muntern Augen zu fröhlicher Sammlung eint und ihnen das Fundament der Nervenruhe zum glücklich beginnenden Tagewerk befestigt, den schließt der allzufrühe Schulanfang fast aus. Vater und Mutter und Fräulein und Dienstmädchen sind im Morgengrau in eine angstvolle Geschwindigkeit versetzt, nur damit die Kinder nichts von ihren Siebenjachen vergessen und halbgar in die Schule geschoben werden.

Aber es bleibt der Familienkreis beim Mittag- und Abendbrot. Hierher sollte kein Ärger und keine Verbrossenheit aus dem Berufsleben und aus der Schule getragen werden. Ein Ruhepunkt sollte hier sein im Hasten, eine Quelle des Frohsinns, der leiblichen und geistigen Erquickung, eine Sammlung neuer Kräfte. Und die Kinder sollen hier nicht zum Schweigen verdammt und im Gespräch als Nebensache behandelt werden, sondern wahre Geselligkeit soll die Alten und die Jungen verbinden. Auch der arbeitsüberfüllte Tag muß den Eltern Zeit zu einem Spaziergange lassen. Und zu diesem gehört nicht nur der Haushund, sondern auch das Kind. Aber nicht als lästiges Anhängsel. Nichts bringt Große und Kleine so eng zusammen wie das gemeinsame Tauchen

in die Natur. Die Kruste fällt ab, die der Tag ansetzte, und die Überfracht des Gedächtnisstoffs bleibt zu Hause. Die Eltern müssen aber hier die Kameraden ihrer Kinder werden. Der kleine Geist hat tausend Fragen, auf die er mehr erwartet als das souveräne „Das verstehst du noch nicht, mein Kind.“ Es ist wunderbar, in welchem ursprünglichen, fast märchenhaft beseelten Verhältnis die naive Kindheit zur Natur steht, wie noch ein tiefer Instinkt hier schlummert für alles, was in diesem Königreich atmet, für Baum und Blume, für Vogel und Insekt. Und das darf nicht verkümmern. Warum soll der Künstler allein in der Natur die Quelle seines Schaffens sehen? Sie ist es für jeden Menschen. Sie teilt Gaben aus, die zum Segen jedes jungen Gemüts werden und ihre jügende Kraft behalten das ganze Leben lang. Seite an Seite im sonnigen grünen Walde enthüllt das Kind seine kleinen Klümmnisse, seine kleinen Sünden, seine ganze Seele. Hier kann Elternwort Sorgenfalten glätten und Wunden heilen. Hier saugt das Kind Vertrauen ein. Und dann wird der Mund mitteilbar. Das Kind ist ein Poet, wenn wir nur die Prosa der Alltäglichkeit finden. In jedem jungen Geiste spukt eine Abenteuerlust, lebt eine Robinsonade, schafft eine schlösserbauende und schlachtenstiege Phantasie. Pfllegt diese Kraft im Kinde, sie ist schöpferisch und deshalb groß und schön!

In langen Winterabenden, in der Dämmerung oder bei der Lampe, muß sich eine Stunde finden, die ganz den Kindern gehört. Nicht eine Zeit, in der Vater oder Mutter beim Exerzitiun oder Auffsatz helfen — wobei bekanntlich immer die Geduld reißt und harte Worte fallen —, sondern eine Zeit, die mit Bewußtsein geschenkt wird. Mit den Kindern Kind zu sein ist freilich eine Kunst, die vielen Vätern entschwunden ist, und das ist ein Unsegen für sie selbst. Denn keine Freude kommt der Freude gleich, die durchs Zimmer geht, wenn Vater und Mutter Geschichten erzählen, wenn sie mit den Kindern bauen, Marken sammeln, Bilder besehen, musizieren, malen. Man denke an Goethes Vater, der nicht zu alt war, noch mit seinen Kindern zusammen um die Wette zu zeichnen, oder an die lustig fabulierende Frau Rat oder an das Bild voll stiller Heiterkeit, auf dem der lebenswürdige Chodowiecki das köstliche Glück seines Familienlebens in so herzegewinnender Schlichtheit malte. Um einen runden Tisch sitzen fünf Kinder. Das älteste Mädchen beugt sich über einen Band mit Kupferstichen. Ein Knabe zeichnet, und sein Brüderchen sieht ihm dabei zu. Ein andres Mädchen spielt mit dem Jüngsten, und die Mutter lohnt es mit zärtlichem, liebevollem Blick. Im Hintergrunde sitzt der Vater und schaut, mit dem Pinsel in der Hand, über die Brille hinweg zu den Seinen hinüber. In solcher Stunde lernt man seine Kinder schätzen und verstehn. Hier meldet sich das Talent. Und wer es weiß, womit sich seine Kinder beschäftigen, der weiß auch, was aus ihnen werden kann. Der Mißklang des Lebens tönt daher, daß die meisten Menschen eine Rolle spielen müssen, die weder ihren Wünschen noch ihren Fähigkeiten entspricht. Und wenn auch nicht jedes Talent und jede

Neigung gleich zukunftsbestimmend zu sein braucht, so bleiben sie doch eine sonnige Gabe, die ein schönes Gleichgewicht gegen die abmattende Berufstätigkeit werden und das ganze Leben erhöhen kann. „Treibe, sagt Wilhelm Münch in dem zehnten seiner Schülergebote, etwas Gutes neben deiner Pflichtarbeit, damit du auch später zu den Menschen gehörst, die sich selbst Ziele stecken, und nicht zu den Halbklaven, die nur Auferlegtes tun!“ Entwickelte Kräfte sind unser Glück.

Man redet in den letzten Jahren soviel von einer „künstlerischen Ausgestaltung“ der Wohnräume und von dem erziehenden Werte des künstlerischen Milieus, in dem die Jugend aufwächst. Leicht entzündliche Geister machten auch schnell die Mode mit, soweit sie nicht teuer war, und hängten statt der alten Stahlstiche die neuen Steindrucke an die Wand, legten eine Olbrichsche Decke auf den Tisch und tranken aus einer Kolo=Moser=Tasse. Aber der ernstgemeinte Kulturanstoß versandete in Worten oder wandelte sich zur Karikatur um. Es konnte auch nicht anders sein, denn er setzt ein ästhetisches Taktgefühl voraus. Und das fehlt unsern Familien durchaus. Vielleicht widerstrebt es überhaupt der Demokratisierung. Kulturgeschichte läßt sich erlernen, Kultur selbst nicht. Was aber jeder in seinem Haus und Hauswesen erreichen kann, und was auch in seiner Art eine Schönheit ist und einen erziehenden Wert hat ohnegleichen — das ist Sauberkeit und Einfachheit überall, ein edler Anstand in Haltung und Ton, Pünktlichkeit und Wahrheit . . . im Gegensatz zur genialen Unordnung und Ungebundenheit, zum bequemen Sichgehenlassen in Worten und Manieren und Kleidung, zur Überladenheit, zum geschmacklosen Überfluß, zur prozig=schäbigen Eleganz, zur Phrase!

Das häßlichste Gesetz aber, das mit plumpem Fuß auf jedes reine Empfinden tritt, ist die zweiköpfige Moral, die ein andres Gesicht macht, wenn die Großen, und ein andres, wenn die Kleinen dasselbe tun. Eltern sind im allgemeinen schlechte Lehrer. Sogar die langmütigen fahren auf, wenn sie ihren Kindern einmal bei der Arbeit helfen, werden ungerecht und gewalttätig. Und doch muß man verlangen, daß sie sich in derselben Selbstzucht halten wie der Schullehrer, dem wir doch auch selbstverständlich jedes Fundament der Menschenbildung absprechen, wenn er Worte und Handgriffe aus dem Verkehr mit Tieren auf seine Schüler überträgt.

(Schluß folgt)

